

Auszug „Gebrauchsanweisung für Brandenburg“

Antje Rávic Strubel

„Es schien das Abendrot / Auf diese sumpfgewordne Urwaldstätte / wo ungestört das Leben mit dem Tod / Jahrtausendlang gekämpft um die Wette.“ Nikolaus Lenau

Gärtner und Schweiger

An einem sonnigen Samstag im Oktober, das Laub der Obstbäume färbt sich, Apfelrot leuchtet weit über die Plantagen im Havelland, verkündet der Sprecher im RBB-Radio gut gelaunt: „Was immer sie heute auch machen, ob Sie die Hecke verschneiden, die Rosen anhäufeln, ob Sie auf Ihrem Grundstück das Laub harken oder Holz für den Winter schlagen; hören Sie uns!“

Die Märker hören das, stopfen sich ein kleines Radio in die Tasche ihrer Wattejacken, die Füße in erdverklebte Gummistiefel und marschieren auf brache Feld. In anderen Regionen gehen die Leute an einem milden, sonnigen Herbsttag vielleicht spazieren, sammeln Kastanien oder sitzen bei heißer Schokolade mit Rum in Decken gewickelt auf ihrer Veranda; in Brandenburg können sich selbst Radiomoderatoren ihre Hörer an einem solchen Tag nur beim Werkeln in Garten oder Hof vorstellen.

Für Neulinge ist das nicht so einfach. Stellen Sie sich vor, Sie haben ein schönes Grundstück erworben, wollen Ihren ersten ruhigen Samstag in der frischen Landluft genießen, und dann kreischen rechts und links die Sägen los. Der Nachbar hinter ihnen schmeißt seinen benzinbetriebenen Rasenmäher an, in den Hecken klappern die Scheren, ein Häxler frißt kiloweise totes Holz, und selbst die distinguierten Leute auf der anderen Straßenseite haben sich in ihre alten Jeans gesteckt und hocken in den Bäumen, um Äste auszusägen. Das Laub rieselt Ihnen direkt in die Schokolade. Und schon ist es da, das schlechte Gewissen! Sie werden die Schokolade schneller trinken, und ehe zwei Wochen vergehen, werden Sie glauben, daß auch Ihre Hecke dringend verschnitten werden muß. Ich würde aus diesem Grund anregen, daß alle, die

in Brandenburg ihren Wohnsitz anmelden, zur Begrüßung eine Heckenschere oder eine Kreissäge geschenkt bekommen. Das wäre ein erster Schritt in Richtung Integration.

Ein Kurs in Gartenarbeit könnte zusätzlich angeboten werden, ist aber nicht unbedingt nötig. Das läßt sich auch nachbarschaftlich regeln. Da kommt gern der Dirk von nebenan „ma auf'n Sprung vorbei“ und erklärt den Einsatz von ökologischem Düngemittel oder den Gebrauch einer Bügelsäge. Man darf nur keine ausgefeilten Gebrauchsanweisungen erwarten. Es geht hier nicht wie in anderen Landstrichen um die Freude am Reden oder um die Selbstdarstellung des Redners, sondern es geht allein um die Sache. Was, wie, wozu. Dafür reichen gewöhnlich Drei-Wort-Sätze. Die aber haben es in sich. Sie enthalten die Essenz langjähriger Erfahrung und werden von Nachbar zu Nachbar ganz im Sinne der alten Weisheit tradiert: „Nich labern, rannklotzen.“

Sich kurz zu fassen, ist eines der wesentlichen Prinzipien eines brandenburgischen Gesprächs. Die Themenvielfalt ist so groß wie überall; worauf es ankommt, ist, sie mit dem kleinstmöglichen Wortaufwand zu bewältigen. Schließlich hat der Mensch ja noch andere Sachen zu tun. „Jeht allet seinen jeordneten Gang, wa. Na denn: rinnjhaun!“

Sich kurz zu fassen, bedeutet auch, sich nicht aufzudrängen. Die größte Peinlichkeit der nicht mehr ganz jungen Brandenburger wäre es, im Mittelpunkt zu stehen. Bei den ganz Jungen, die übers Internet mittlerweile an die internationale Selbstdarstellungsplattform *facebook* angeschlossen sind, ist diese Art der Zurückhaltung zwar schon verwässert, aber wenn sie das Internet mal ausschalten, löst auch bei ihnen zuviel Aufmerksamkeit für die eigene Person noch Schamgefühle aus. Diese charakterliche Eigenart reicht weit in die feudalen Zeiten zurück. Schon der Soldatenkönig (Friedrich I.) schwieg vornehm über seine Taten, wie die ausländische Presse nach einer bekannt gewordenen Geldspende des Königs an die Armen lobend bemerkte. Taten zählen mehr als Worte, Handgriffe mehr als Bekenntnisse. Brandenburger halten ihre Taten sowieso für die besten und sind überzeugt, daß alle anderen das auch so sehen (wenn nicht, sind sie ihrer Taten nicht

wert). Wozu es also an die große Glocke hängen? Das ist auch Fontane schon aufgefallen: Die Märker „haben in hervorragender Weise den ridikülen Zug, alles, was sie besitzen oder leisten für etwas ganz Ungeheures anzusehen. Eine natürliche Folge früherer Ärmlichkeit, wo das Kleinste für wertvoll galt.“

Treue, Ehre und Pflichterfüllung, das sind Tugenden, die sich den Menschen in preußischen Landstrichen eingepägt haben. Stilles Rackern, statt lautem Deklamieren. Schweigen und Arbeiten. Diese Maxime hatte schon der Soldatenkönig (Friedrich Wilhelm I.) vorgegeben. Seinen Sohn (Friedrich II.) ließ er wissen: „Der liebe Gott hat euch auf den Thron gesetzt nicht zum Faulenzen, sondern zum Arbeiten.“ Marlene Dietrich war ebenfalls der Überzeugung, daß ihr Erfolg nicht ihrer Schönheit zu verdanken sei, sondern dem zähen preußischen Arbeitsethos. Ohne Disziplin kein Star. Daß sie sich, als die Schönheit am Verfliegen war, in die eigenen vier Wände zurückzog, können nur Ahnungslose für Eitelkeit halten. Für Preußen ist klar: sich vierzig Jahre Exil aufzuerlegen, zeugt von eiserner Charakterstärke. Die Pflicht zu unterhalten beinhaltet eben auch, das Publikum nicht mit eigenen Schwächen zu belästigen.

Manche mögen sich fragen, wo da der Spaß bleibt. „Watt jibt's n hier zu lachen?“ war eine Formulierung, die eine befreundete amerikanische Übersetzerin schlagartig verstummen ließ, nachdem sie in lockerer Runde in ein für hiesige Verhältnisse ungewohnt lautes Lachen ausgebrochen war. Daß der Urheber dieses Kommentars das keinesfalls aggressiv, sondern vielmehr als gutherzige Erwiderung gemeint haben könnte, daß er etwa hatte sagen wollen: *wie schön, daß du dich so freust* oder *es mag zwar nicht so aussehen, aber auch ich lache gerade aus Leibeskräften*, bezweifelt sie bis heute.

Betrachtet man Inschriften auf Grabsteinen der vorletzten Jahrhundertwende, die gelegentlich noch auf alten Dorffriedhöfen stehen, kann tatsächlich der Gedanke aufkommen, die Menschen dieser Region hatten rein gar nichts zu lachen. Das Leben der Verblichenen scheint die reine Qual gewesen zu sein. Abgerackert und geschunden, finden sie erst in ihrem unterirdischen Bretterverschlag ein bißchen Ruhe.

„Wer in Beruf und Pflicht wie du gestorben / Hat Leben sich durch seinen Tod erworben“, heißt es. Oder: „Mühe und Arbeit war ihr Leben, / Ruhe hat ihr Gott gegeben.“ Und lieben darf nur, wer schon im Sterben liegt: „Wer treu gewirkt / Bis ihm die Kraft gebricht / Und liebend stirbt, / Ach, den vergißt man nicht.“

Bei Menschen aus genußverwöhnteren Landstrichen kann da schon die Frage aufkommen, was eigentlich so schlimm sei an der Entvölkerung Brandenburgs, wenn die Leute sich hier sowieso nur zu Tode schuften. Da hocken diese Eigenbrötler auf ihrem Stück Land, so die Idee der Ortsfremden, werfen die Trekker an und drehen die Kreissägen auf, was aber eigentlich nur dazu dient, das Schweigen nicht hören zu müssen, das dröhnend über der Landschaft liegt. Die Leute sind unempfindlich, reisefaul, stur und kommunikativ so karg wie ihre märkischen Felder.

Solcherart üble Nachrede müssen sich die Bewohner des Märkischen schon jahrhundertlang gefallen lassen. In einer Schrift aus dem 17. Jahrhundert heißt es, die Märker wären „unfreundliche Leute.“ Und ein Jahrhundert später wird ihnen ein „Hang zum Räsonnieren“ nachgesagt. Noch Peter Ensikat glaubte sich in Brandenburg in einem „Flachland der Gefühle“.

Das einzige, was an all diesen Einschätzung deutlich wird: sie kommen von Leuten, die keine Ahnung haben.

Als Insider weiß man um die tiefe Skepsis, die den Brandenburgern eigen ist. Die Skepsis gilt allem Menschlichen, speziell seinem Ausdruck, der Sprache. In der Melkanlage, am Hochofen oder auf dem Gurkenflieger wird nicht gequatscht, denn Quatschen kostet Energie. Und fürs Zwischenmenschliche taugt die Sprache nicht, weil die Worte nie so tief reichen, wie beim Brandenburger die Gefühle sitzen. „Da redet der Mund dahin, und das Herz weiß nichts davon.“ So lautet eine Weisheit aus der Gegend von Prenzlau. Smalltalk beherrscht hier niemand. Das Ideal heißt: wortloses Verstehen. Je wortloser zwei Menschen beieinander sind, desto inniger ist ihr Verhältnis. Wortkargheit ist also weder ein Zeichen für Stumpfsinn noch ein Zeichen dafür, daß die potentielle Gesprächspartnerin für unsympathisch befunden würde.

Es ist ein Zeichen von Glück. Erst im gemeinsamen Schweigen sind die Mißverständnisse aufgehoben, gibt es keine Unsicherheit und keine Skepsis mehr. Nur ein Zugereister kann auf den nutzlosen Gedanken kommen, alles auszudiskutieren. Man macht die Dinge doch gemeinsam durch, wozu also noch groß drüber reden? Was sich zusammenschweigt, hält ewig. „Keiner ist in Treue stärker als der alte Uckermärker.“ So sagt es der Volksmund.

In der Ehe sind die Brandenburger von einem erfrischenden Pragmatismus. Meine jungen Nachbarn zum Beispiel. Sofort nach der Heirat beschlossen sie, mit dem Beschenken aufzuhören. Weder zu Weihnachten, noch zum Geburtstag machen sie sich Geschenke. Sich ohne Anlaß zu beschenken, wäre ihnen sowieso nicht in den Sinn gekommen. Andere mögen das für unromantisch halten. Hier entspricht das einer sehr klaren Logik: Wenn man zusammen lebt, kauft man auch alles zusammen ein. Wozu sollte man sich also extra noch mal allein auf den Weg machen, bloß um etwas zu kaufen, was nicht gebraucht wird. Und daß es nicht gebraucht wird, ist klar; sonst hätte man es längst vorrätig. Geschenke, die man sich vor der Hochzeit machte, waren dazu da, einander über die Zuneigung in Kenntnis zu setzen. Nach der Hochzeit ist das bekannt.

Eine Floristin aus Staffelde bei Kremmen hat da allerdings eine Marktlücke entdeckt. In ihrer Kornblumenscheune hat sie Ehemänner nicht nur davon überzeugt, ihrer Frau wenigstens zum Geburtstag Blumen zu schenken, sondern auch davon, daß es den Frauen gefallen könnte, wenn die Blumenauswahl von Jahr zu Jahr etwas variierte. „Wollen Sie Ihre Frau denn in diesem Jahr nicht mal überraschen“, sagt die Floristin beispielsweise in Gedanken an die fünf roten Rosen, die diese Männer ihren Frauen zu den letzten fünf Geburtstagen geschenkt haben. Bei den Männern Schulterzucken. „Welche Blumen könnten Ihrer Frau denn gefallen?“ Gucken. Schulterzucken. „Was ist denn die Lieblingsfarbe Ihrer Frau?“ Langes Überlegen. Schulterzucken. „Also, wie ich Ihre Frau kenne, mag sie Gladiolen sehr gern. Das würde in der hübschen Bodenvase auf Ihrer Terrasse sicher sehr schön –“. Kurzes körperliches Aufwachen: „Ham wa selba.“ „Wie wäre es

dann mit einem Strauß Lilien? Ich hätte weiße, orangefarbene, gelbe -“
Bedächtiges Nicken. Leuchten der Augen. Dann: „Machense fünf.“

Der pragmatische Ansatz kann Außenstehende, wie gesagt, leicht über die Tiefe der Gefühlswelt hinwegtäuschen. Aber ich versichere Ihnen: da ist was! Sie dürfen es bloß nicht herbeireden wollen. Sie müssen es *erspüren*. Das gilt auch für die Freundschaft. Denken Sie nicht, daß Ihnen jemand seine Freundschaft anbietet oder gar *erklärt*. Und versuchen Sie bloß nicht, Ihrerseits das Ganze aufzulockern, indem Sie schwärmerisch die gute Nachbarschaft belobhudeln. Sie würden bloß das Gegenteil erreichen; die tieffühlenden Wesen würden erschrecken. Sie kämen sich entblößt vor. Hier geht es um ein inneres Erleben, und das hat an der Oberfläche des Tages nichts zu suchen. Lauthales Verkünden von Freundschaft zeugt von Falschheit. Packen Sie also stumm zu, wenn Sie es ernst meinen. Schwitzen Sie wortlos. Wenn Sie als gesprächsgewöhnter Mensch eine Äußerung beim besten Willen nicht unterdrücken können, pusten Sie laut oder rufen Sie heiser „scheiße“ in den Tag, das kann immer noch als Zeichen körperlicher Anstrengung durchgehen. Der Moment, in dem Sie es geschafft haben, die Karre mit ihrem Nachbarn gemeinsam aus dem Dreck zu ziehen, wird Sie für immer zutiefst verbinden. Daß es Ihnen gelungen ist, sich Respekt und Zutritt ins soziale Netzwerk zu verschaffen, erkennen Sie daran, daß sie sich hundertprozentig auf ihre neuen Freunde verlassen können. Man steht Ihnen von nun an vorurteilsfrei bei, auch wenn Sie beim nächsten Nachbarschaftsbesuch lobheischend auf ihre eigenhändig beschnittene Hecke hinweisen (ganz grober Fehler!). Man wird Sie ein wenig bemitleiden – Ihre Gefühle sind noch nicht ausdifferenziert, Sie hängen noch zu sehr von der Bestätigung durch Ihre Mitmenschen ab – man wird Sie vielleicht auf die Schippe nehmen; im Stich lassen wird man Sie nicht. Daß Sie sozial angekommen sind, erkennen Sie auch am Herumfrotzeln. Das Herumfrotzeln ist die beliebteste Spielart der brandenburgischen Kommunikation. Plötzlich geht Ihnen auf, daß das, was sich bisher wie ein Murren anhörte, eine nicht abreißende Flut von Witzen und Sprüchen ist, die in der Summe ein Ausdruck starker Zuneigung sind. (Keine Sorge also, sollten Sie selbst zum Gegenstand werden.)

Zum Zwecke gegenseitiger Verständigung setzt man hier gern auf die Pointe. Je härter sie ist, umso besser. Das gebietet die gegenseitige Achtung. Wenn man schon die Energie aufbringt, sich zu äußern, sollte das für alle Beteiligten auch einen Mehrwert haben. Und dieser Mehrwert besteht darin, sich das Leben leichter zu machen. Fangen Ihre neuen Freunde also an, in Ihrer Gegenwart Witze zu machen, kommt das einem Liebesgeständnis gleich. Sind die Witze fies oder sogar beinhart, wurden Sie gerade geadelt. Man hat Sie an der jahrhundertlang eingeübten Kunst teilnehmen lassen, die ganze Unbill des Lebens über einen einzigen, geballten Witz abzuleiten. Ich würde es das Prinzip des heilsamen Schockers nennen. „Strom macht Locken“, kommentierte ein gutgelaunter Hobbyschäfer, als sich der Nachbar an seinem Elektrozaun einen kleinen Schlag holte.

Die Kunst dieser klugen Druckableitung kombiniert mit einem hammerharten Pragmatismus ist nicht vom Himmel gefallen. Die Brandenburger mußten sich das – wie das meiste im Leben – erst hart erarbeiten. Im Bauern- und Soldatenland Brandenburg, dessen Sumpf- und Sandböden sich jahrhundertlang besser zum Marschieren und Verwüsten als zum Säen und Ernten eigneten, auf dem seitenwechselnde Herrscher das Blut ihrer Armeen vergossen, auf dem immer wieder die schwersten Kämpfe der Kriege ausgetragen wurden, kann es schnell um das Ganze gehen, um Leben und Tod. Heute ist das Leben leichter geworden, und harte Arbeit fällt meistens nicht auf dem eigenen Hof, sondern in einer weit entfernten, größeren Stadt an. Häufig fällt auch nichts mehr an. Die Buslinie in die größere Stadt ist eingestellt. Der ehemalige Tante-Emma-Laden ist mit Brettern vernagelt. Graffiti ist das einzige Schmuckelement an den Häusern, Alkoholkonsum manchmal die einzig optimistisch stimmende Freizeitbeschäftigung.

Zarte, nettgemeinte Späße für Empfindsame sind im Land der abgehärteten Seelen also selten zu finden. Ungebundenes oder gar befreites Lachen kommt auch nicht gut an. Man pariert den Witz mit steinerner Miene, um ihn jedoch gleich darauf zu überbieten. Ein Beispiel aus meinem Potsdamer Friseursalon: Das Schnippeln und Schneiden ging eine Weile wortlos vor sich, untermalt

vom einheimischen Radiosender. Als nur noch Stammkunden anwesend waren, ließ meine Friseurin über meinen nassen Kopf hinweg ihrem aktuellen Gedanken freien Lauf: „Ich bin morgen zu einer Grillparty eingeladen. Was bringt man eigentlich auf Grillparties so mit?“ Kurze Pause, das Radio dudelte, dann sagte der Kollege neben ihr, föhnend: „Prostituierte. Kommt imma jut.“ Ungerührtes Herumwerkeln der Friseurin an meinem Kopf. „Nimm am besten welche aus Rumänien“, ergänzte ein zweiter Kollege. „Mit Bart.“

Auch am friderizianischen Hof waren die Witz gern derb, mitunter frivol. Pubertäre Pickel bei einem seiner liebsten Lustknaben kommentierte Friedrich II. damit, daß die Franzosen gekommen wären; als Anspielung auf die Syphilis. Sollten Sie also überlegen, ins Brandenburgische einzuheiraten oder sich hier anzusiedeln, weil die Wiesen im Frühjahr so verlockend duften oder der Pirol so schön singt, testen Sie bitte vorher zwei Dinge:

1. Ab wann bleibt Ihnen ein Lachen im Halse stecken?
2. Haben Sie das Zeug zum Eremiten?

Sie sollten nicht vergessen, daß ihre Entscheidung eine Entscheidung für immer sein wird. Ein Zurück gibt es nicht. Denn haben Sie erst einmal gespürt, wie tief Ihr eigenes Wesen reicht, wenn es sich ungestört entfalten kann, nachdem Ihnen nach tagelangem Schweigen die Idee gekommen ist, in sich hineinzulassen, ob da nicht ein Echo heraufklinge, das Ihnen wenigstens das Gefühl geben möge, da sei noch wer; haben Sie diese Entdeckung einer stillen inneren Fülle erst einmal gemacht, wird jede Reise in die Ferne, sei es ins verschnatterte Sachsen oder ins lärmend trunkene Bayern, zum Schock, zu einem Anschlag auf Ihre Nerven. Ein Jahr Brandenburg, und schon werden Sie völlig ausgelaugt sein, wenn Sie auch nur einmal durchs Zentrum von, sagen wir, Leipzig schlendern. Ich habe es versucht:

Im sächsischen Restaurant wurde ich tatsächlich dreimal gefragt, ob ich noch etwas wünsche. In der Bäckerei wurde mir freundlich der Unterschied zwischen Dinkel- und Buchweizenmehl erklärt. Im Café erhielt ich auf meine Frage, ob im Cappuccino ein doppelter Espresso sei, eine ausführliche Erläuterung des Mischverhältnisses sämtlicher Kaffeegetränke statt der mir

vertrauten Antwort „Steht doch dran!“ – Mir taten vom Lächeln die Mundwinkel weh...